



THOMAS MEYER

WOLKENBRUCHS
WUNDERLICHE REISE
IN DIE ARME
EINER SCHICKSE

ROMAN

Und G't sprach: *Wir sind uns einig, dass sie unkoscher sind?*

Ich nickte kurz und rasch.

Und G't sprach: *Und wir sind uns einig, dass unkoscher... nun ja: unkoscher ist?*

Ich nickte noch amol.

Und G't sprach: *Fein. A gitn tog, geliebtes Kind.*

Damit erlosch das Licht in meinem Innersten wieder.

Einen Augenblick noch blieb ich so stehen. Dann betrat ich den Vorlesungssaal; gerade in dem Moment, als die Glocke den Beginn der Vorlesung markierte. Ich schämte mich für meinen Verrat am Schild des David.

Von dem, was die Professorin danach über die Thesen des englischen Ökonomen Robert Torrens erzählte, bekam ich wenig mit, da ich mit dem Versuch beschäftigt war, die kognitive Dissonanz aufzuheben, die sich aus Lauras Wirkung auf mich ergab, verbunden mit der Tatsache, dass sie als Nichtjüdin eigentlich gar keine solche auf mich haben durfte.

Was eine kognitive Dissonanz ist, wusste ich von Yossi, einem Jugendfreund, der an derselben universität Psychologie studierte: Es handelt sich um die Spannung der Widersprüchlichkeit, wie sie der rojcherer erleidet, der gern rojcht, aber weiß, dass es seiner gesuntheit schadet. Yossi hatte mir auch erklärt, wie diese Dissonanz aufzuheben oder wenigstens auf ein erträgliches Maß zu reduzieren sei: Der rojcherer beispielsweise rede sich immer wieder von neuem ein, rojchern sei gar nicht so ungesund, höchstens ein wenig und auch nicht zwingend in jedem Fall. So könne er wieder eine Weile ohne die störenden Widerspruchsgefühle weiterrojchern.

Auf Laura angewandt, standen mir somit folgende Haltungen zur Auswahl:

1. *Laura ist gar nicht so attraktiv.*
2. *Laura ist gar nicht so unjüdisch.*
3. *Es ist gar nicht so wichtig, ob eine frau jüdisch ist.*

Von all diesen meglechkajtn, sich die Realität zurechtzubiegen, erschien mir die dritte als am wenigsten weit hergeholt. Sie erzeugte aber sogleich eine neue Dissonanz, denn selbst wenn ich mir erfolgreich einzureden vermocht hätte, es sei gar nicht so wichtig, ob eine frau jüdisch sei, so wusste ich doch bereits, wer mir das - nebst G't - sofort und restlos wieder ausreden würde.

So ging das eine Weile in meinem kop hin und her, derweil ich immer wieder blick in Lauras Richtung warf.

Dann war die Vorlesung vorüber und die Studentenschaft trieb heiter plaudernd dem Ausgang zu, so wie sie sich vorhin hineingedrängt hatte. Ich packte den unbenutzten Notizblock und mein Schreibzeug in meinen Rucksack und sah wehmütig zu, wie Lauras hor-Schopf zwischen all den anderen Köpfen verdämmerte.

Das war, wie schon gesagt, im November gewejn.

Seither erfüllte mich einerseits gehörig gewachsene frejd am Studium und ich besuchte die Vorlesungen wesentlich fleißiger, andererseits florierte dadurch auch meine Dissonanz, denn ich sollte mich ja nicht freuen.

Geschehen war in dieser zajt nichts; ich konnte mich Laura nie auf weniger als fünf Meter nähern, was zu gleichen Teilen religiösen Gewissensbissen und meiner Schüchternheit geschuldet war. Die zahlreichen Gelegenheiten, mich mehr oder weniger zufällig neben Laura zu setzen, in der Vorlesung, im Lichthof oder in der Mensa, ließ ich mol um mol wie gelähmt vorüberziehen.

So schmachete ich eben stumm, geheim und von fern vor mich hin, erzählte keiner Seele von Laura und steckte meine Regungen in den hintersten Winkel meines Bewusstseins, und wenn sie von dort hervorlugten wie ein neugieriges Kind aus seinem Bettchen, so schimpfte ich mit ihnen, sie sollen sich trollen, und sie trollten sich.

Und es wurde Winter und es wurde friling, und ich hatte Laura in dieser zajt häufig gesehen und jedes mol gleich empfunden, mit steigender Entwicklung.

Und jedes mol erklang in mir das gütige Wort von G't und gemahnte mich an die Spielregeln, doch sinnlos; bei der nächsten Begegnung mit diesem Laura-Geschöpf brach ich sie wieder und bewunderte ihren tuches und die köstliche Weise, in der sie ihn bewegte.

Und G't seufzte in mir herum und ich stimmte mit ein, aus ganz anderen Gründen.

Sejer schejn, mein schaz, sejer schejn!

In der Nacht war ich mehrmals erwacht und dachte wild und ratlos über mein lebn nach. Jedes mol war die lewojne in meinem Fenster ein schtik weiter nach rechz oben geklettert und schließlich ganz daraus entschwunden, und als es schon tagte, fiel ich für eine letzte schtunde endlich in einen fiebrigen Traum, in dem meine weinende mame mit mazes-knajdlech nach mir warf und Laura mit Kleidungsstücken.

Mir fielen fast die ojgn zu, als ich auf dem Bettrand saß und, wie jeden frimorgn nach dem Erwachen, vor mich hinsprach: »Ich danke dir, lebender König, dass du mir voller Erbarmen meine Seele zurückgegeben hast, denn deine Treue ist groß.«

Erst das rituelle Übergießen der Hände mit waser vermochte mich richtig zu wecken. Mir gefiel dieser kleine und einfache alltägliche Moment der Besinnung, der den Geist für einige sekundn von seinem geschäftigen Geplapper wegführt und auf die eigene Mitte ausrichtet.

Wer bin ich?

Wie geht es mir?

Wohin muss ich?

Diese Fragen blühten auf, wenn das waser aus dem metallenen hant-fass über meine Hände rann; sie lagen in den Händen verborgen und das waser wusch sie von dort heraus und gab die Antworten.

Das waser floss über die rechte hant und sprach: *Du bist Mordechai, Sohn des Volkes Israel.*

Das waser floss über die linke hant und sprach: *Es geht dir gut, denn du bist gesund und jung und trägst die schützende hant des Herrn über dir.*

Das waser hielt kurz inne und floss für einen Moment schwächer aus dem Krug, um dann in einem kräftigen Guss fortzufahren: *Allerdings muss der Herr einräumen, dass deine mame mit einem leichten Hang ins Anstrengende ausgestattet ist; selbst für jüdische Verhältnisse.*

Immerhin, Er sieht's, dachte ich mir, immerhin.

Stumm fragte ich, während ich das wasser wieder über die rechte hant goss: *Und wohin muss ich?*

Und das wasser sprach, während es erneut dem Erdmittelpunkt zustrebte: *Heute musst du in die schul, wie jeden tog, und morgen musst du deinen Weg gehen.*

Nach draj weiteren Güssen stellte ich den kleinen Krug mit der Inschrift *netilat jadaim* wieder ab und fragte mich verwundert, was denn mein Weg sein solle.

Wie hunderte anderer jidn im selben Moment überall auf der Welt und wie Millionen vor mir in den vergangenen knapp seks-tojsnt jorn trocknete ich meine gesäuberten Hände und war damit bereit, erneut in den Dienst des Schöpfers zu treten.

Schpejter, nach dem frischtik, machte ich mich mit meinen Eltern auf den Weg in die schul. Alle paar Schritte ging eine hojs-tir auf und entließ hipsch zurechtgemachte jidn jeden Alters; vom kleinen Kind bis zum greisen man. Man grüßte sich, schwatzte und lachte, und der fromme Strom von der Uetlibergstraße über die Schimmelstraße hin zur Freigutstraße wurde immer dichter.

Dabei fragte ich mich wieder amol, warum die hojsn der jidn zu kurz sind und ihre jakn-armeln zu lang; und ich blickte an mir herab und sah dasselbe, und ich sah zu meinem Vater hin, der sich einige Schritte hinter uns mit einem Bekannten unterhielt, und dort war es auch so. Bei bejden.

Als wir einen Fußgängerstreifen überquerten, schaute ein wartender Autofahrer etwas seltsam auf die an ihm vor-überziehenden jidn. Meine Mutter bemerkte es ebenfalls.

»Da, a Antisemit!«, rief sie und reckte ihr kin in seine Richtung.

»Wieso ein Antisemit?«, wollte ich wissen.

»Der schaut asoj!«, antwortete meine Mutter.

»Wi: asoj?«, fragte ich.

»Asoj - antisemitisch!«, rief sie. »Und a Horch hat er auch!«, deutete sie im Weitergehen auf die vier Ringe im Kühlergrill.

»Mame, die heißen heute Audi.«

»Natürlich, um die Vergangenheit zu verschleiern!«, schimpfte sie weiter.

Jidn mögen keine deutschen Autos, weswegen die jüdische Familie üblicherweise einen Toyota Previa fährt; eine Fahrzeugklasse, die im englischen Sprachraum als »jew canoe« bezeichnet wird. Wenn Sie das nächste mol einen Previa mit vier

frommen jidn darin sehen, der über die Straße schaukelt, und innen schaukeln die Schläfenlocken, dann wissen Sie, weshalb.

Auch wir besaßen einen Previa. Er war weinrot, hatte Baujahr 2000 und stammte, wie alle jüdisch pilotierten Previas in Zürich, von der gleichen Garage in Wiedikon. Es ist eine jüdische Eigenart, alle Beschaffungen bei jüdischen Händlern zu tätigen: Die briln ist vom jüdischen Optiker, die matraz vom jüdischen Bettwarenhändler und das ojto vom jüdischen Garagisten.

Der Frage, ob diese Dinge von guter Qualität sind, fällt dabei eher geringe Bedeutung zu. Viel wichtiger ist, dass sie bei einem jid gekauft werden. Denn das Judentum ist wie eine Aura; ein unsichtbares und dennoch allgegenwärtiges Licht, an dem wir uns gemeinsam wärmen.

Steht nun also ein bestimmtes Fahrzeug bei einem jüdischen Garagisten, so geht der jüdische Kunde instinktiv davon aus, dass dieses ojto ein in jeder Hinsicht gutes ojto ist, und kauft es. Der Garagist macht ihm dann einen gitn prajs. Das heißt, er schreibt den Wagen mit zehn Prozent mehr an und diskutiert mit dem Kunden so lange hin und her, bis er zehn Prozent Rabatt gegeben hat. Asoj hat man a gitn prajs für bejde.

Der Grund, weshalb nun so viele jidn ausgerechnet den Previa wählen, ist in der ejze zu finden, einer subtilen Mischung aus herzlicher Anteilnahme und besserwisserischem Übergriff. Die jidn geben einander ständig ejzes, tagein, tagaus; so wie der bojm im Herbst seine Blätter verliert, so streut ein jid seine ejzes. Vermutlich geben alle mentschn einander ejzes, bloß heißen sie anderswo nicht so. Der goj nennt die ejze vermutlich einfach einen »ungefragten Kommentar«. Die jiddische mame gibt also ejzes und die gojische Mutter ungefragte Kommentare; und alle Kinder, die jiddischen und die gojischen, ärgern sich. Die jiddischen Kinder rufen: »Mame, her ojf!«, und die gojischen rufen: »Mutter, hör auf!«, doch die Mütter hören weder ojf noch auf, denn sie sind ejzesgeber von natur ojs.

Eines toges also wollte a jid ein ojto kaufen und er suchte einen jüdischen Garagisten auf. Er bekam a gitn prajs und a neues ojto und er hatte a grojse simche daran: Er fuhr in der Welt herum, von seinem hajm zu seinem gescheft und wieder zurik, und er sang unentwegt, das ojto sei eine mechaje, so komfortabel und praktisch; und er parkte es und sprang heraus und davor herum und machte mit seinem Handy Fotos aus jeder Richtung und sang dazu: »Asoj schejn, mein ojto, wunderlech!«, und er sagte zu jedem jid, den er traf: »Her zi, as di brojchst an ojto, a richtig a gites, geb ich dir an ejze: Kojf dir a Toyota Previa!«

Und die jidn, die das hörten, fragten: »Warum a Previa?«

Und der jid sagte: »Er ist eine mechaje! Und eine mezie! Und er ist bekwejm!